

Dem gefallenem Freunde.

Du stittest mit uns — einer unter vielen.
Tat war dein Wort.
Es rief uns auf den Weg zu hellen Zielen
begeistert fort.

Und nun — und nun? Ein elend Stückchen Blei
ist dich uns fort.
Es schweigt dein tapfres Herz. . . Vorbei — vorbei.
Es schweigt dein Wort.

Die heutige Kampfform*)

Die Truppen sind zum Kampfe bereit. — Die vorgezeichneten
Eicherungen haben feindliche Erkundungsversuche zurückgewiesen.
die eigenen Erkundungen in ihrer Gesamtheit ein leidlich klares
Bild der Stärke und Gruppierung der feindlichen Kräfte und der
von den feindlichen Positionen innegehaltenen Sicherungslinien
geschaffen.

*) Wir entnehmen die obigen Ausführungen, die auf einige in
diesem Tagen viel erörterte Fragen eingehen, mit Erlaubnis des
Verlages W. O. Reuber dem Werke „Technik des Krieges-
wesens“ (Die Kultur der Gegenwart). Das Werk, dessen einzelne
Abschnitte von Generalstabsoffizieren verfaßt wurden, gibt in seiner
Gesamtheit einen erschöpfenden Überblick über Kriegswesen und
Kriegsführung. Der obenstehende Artikel ist von Generalmajor
R. Schwarz.

Aus dem russisch-japanischen Kriege.

„Wie heißt Du?“ fragte ihn der Oberleutnant in drohen-
dem Tone.
„Rebedjew.“
„Nun, Du wirst mich noch kennen lernen. Auf jeder
Station das gleiche Geschrei! Ich habe Euch gestern gefragt,
habet Euer Brot auf! Und nun werft Ihr, was Ihr nicht ge-
essen habt, zum Fenster hinaus. Wessen Schuld ist's dann,
wenn es jetzt kein Brot mehr gibt? Wo soll ich es denn her-
nehmen?“

durch den Gegner entziehen, soll nicht die gewaltige Feuerwirkung
vernichtende Verluste bringen.
Zwingt nun diese aufs höchste gesteigerte Wirkung des Feuers
zur sorgfältigsten Ausnutzung jeder vom Gelände gebotenen Deckung,
so bedeutet das auch den Verzicht auf die Anwendung geschlossener
Formen innerhalb des feindlichen Feuers und auf das Erzwingen
der Entscheidung durch den Stoß geschlossener Massen. Schützen-
linien, so dicht immer sie durch das stetige Einschießen nachgeführter
Unterstützungen und Reserven werden mögen, nicht aber Kolonnen
müssen sie herbeiführen. Hierzu tritt das Streben, jede verfügbare
Feuerwaffe auch in Wirkung zu setzen. Beide Rücksichten führen
mit Notwendigkeit zu einer breiten Entfaltung der Schützenlinien
und damit zu einer Verbreiterung der Gefechtsfronten. Die Aus-
dehnung der Gefechtsfront wird endlich begünstigt dadurch, daß eine
unmittelbare Berührung nebeneinander kämpfender Verbände nicht
mehr für den Anstoß nötig ist, wenn nur vermöge der weittragenden
Feuerwaffen eine gegenseitige Unterstützung und eine starke
Feuerbeherrschung des nicht besetzten Zwischengeländes gewährleistet
ist. Diese leichtere losere Verbindung schiebt eine große Unab-
hängigkeit und damit eine starke Freiheit in der Entwicklung der
Kräfte in sich. Sade der Führung ist es, die Kräftegruppierungen
dem zu erreichenden Zweck, der Gefechtslage und dem Gelände ent-
sprechend zu bemessen und sie so zu regeln, daß an den weniger
wichtigen Stellen nur ein Mindestmaß an Kräften eingesetzt, an den
entscheidenden Punkten eine den Erfolg sichernde Ueberlegenheit zu-
sammengeschäft wird. Die Breitenausdehnung der Verbände ist dem-
nach in der gleichen Schlacht bei den Parteien und innerhalb der
Abschnitte durchaus verschieden. Während sie in der Verteilung
in einer gut befestigten Stellung sehr groß, auch beim Angriff an
den Stellen hinhaltenden Gefechts ziemlich groß sein kann, muß sie
schmal sein für den tiefergelegerten, die Entscheidung bringenden
Angriff, der zum letzten Anlauf eine erdrückende — trotz der zu er-
wartenden gewaltigen Verluste erdrückende — Ueberlegenheit er-
fordert.

Um die höchste Feuerwirkung im Gefecht zu erzielen, kämpft
keine Waffe für sich, sondern die Kampftätigkeit aller wird in Ueber-
einstimmung gebracht und muß auf intensivste gegenseitige Unter-
stützung hingelenkt werden, weil nur daraus der Sieg zu erhoffen
ist. Allen Waffengattungen gemeinsam ist das Streben, durch ge-
schickte Ausnutzung der Geländeformen und Geländebedeckungen die
eigene Waffenwirkung auf das höchste Maß zu steigern und sich der
feindlichen Feuerwirkung, soweit wie möglich, zu entziehen und so
den Weg bis zu der den letzten entscheidenden Anlauf gestaltenden
Entfernung kampfkraftig zurückzulegen. Allen gemeinsam ist auch
die Notwendigkeit der Schonung und Erhaltung der Kräfte außer-
halb des feindlichen Feuers, um in vollster Stärke die für die Vor-
bereitung und Durchführung der Entscheidung notwendige Zone zu
erzielen. Dieses Streben nach Schonung verlangt die Vermeidung
aller Anstrengungen, die nicht für den Kriegszweck erforderlich sind;
es fordert, die Truppen n. der für die Bewegung bequemsten For-
mationen, der Marschkolonne, solange wie irgend angängig zu lassen.
Alle Bewegungen in Gefechtsentwicklung vollziehen sich langsam,
weil sie querselbst, ohne Weg erfolgen müssen. Je länger sich die
Truppen in schmaler oder breiterer Marschkolonne bewegen
können, desto schneller gewinnen sie Raum in der Richtung auf den
angrenzenden Feind. Marschkolonnen sind auch innerhalb des
gegnerischen Artilleriefeuers nicht ausgeschlossen, da sie sich meist dem
Gelände gut anmiegen und seine Deckung ausnützen lassen; wei-
sach vermindern sie sogar die Wirkung des feindlichen Feuers. Sie
gestalten aber vor allem leichte Ueberwindungen der Marschrichtung
und die Ausnutzung schmaler Durchgänge durch schwieriges Gelände.
Anzustreben bleibt daher die Beibehaltung der Marschkolonne selbst
dann, wenn die Nähe des Feindes eine breitere Bildung für den
Kampf erfordert. Die deutschen Vorschriften kennzeichnen diese
größere Kampfbereitschaft — im Gegensatz zu der vollen Gefechts-
entwicklung — als „Entfaltung der Kräfte“.

Allen Waffen gemeinsam ist ferner das Streben nach stärkester
Waffenwirkung; jedes Gewehr, jedes Geschütz, jede Range soll zur
Kampftätigkeit gebracht werden, die nicht aus taktischen Rücksichten
zurückgehalten werden müssen. Bei der Entscheidung aber soll
— so will es die deutsche Vorschrift — auch das letzte an Waffen-
und Menschenkraft zum Erfolge beitragen. Nicht in allen Fällen
ist dieser rücksichtslose Einsatz aller Kräfte in den Vorschriften zum
Ausdruck gebracht. J. D. die französischen Gefechtsvorschriften
wollen, daß der Führer immer noch eine allerletzte Reserve in der
Hand behält, um im Falle des Misserfolges einen starken Rückhalt
für die zurückstehenden Truppen zu haben und beim Erfolg frische
Truppen zur Verfolgung ansetzen zu können. Sicher liegt viel

Verführerisches in dem Gedanken, in diesem Spiel über Leben
und Tod nicht alles auf eine Karte zu setzen; er enthält aber auch
den Verzicht auf den energischen Willen zum Erfolg um jeden
Preis.

Der Wunsch, alle Kräfte in den Kampf zu bringen, hat bei
der Infanterie zur erheblichen Verbreiterung der Kampffront ge-
führt, weil nur dadurch jedes Gewehr zum Einsatz in der Schützen-
linie kommt. — Die Kavallerie ist der Forderung gerecht geworden
durch eine gesteigerte Ausbildung im Gefecht zu Fuß. Allerdings
wird der feindlichen Kavallerie gegenüber nach wie vor die Ent-
scheidung durch die blanke Waffe, im deutschen Heere also durch
die Lanze, erzwungen; auch gegen Artillerie wird die Attade in
zweckmäßiger Form erfolgversprechend sein. Aber die Erkenntnis,
daß Panze und Räder feindliche Gefechtslinien gegen einen
Angriff mit der Feuerwaffe erheblich empfindlicher sind, daß ein
Kampf gegen nicht ganz erschütterte Infanterie in der Regel nur
mit dem Karabiner geführt werden kann, hat für sie die gleich-
mäßige Beherrschung der blanken und der Feuerwaffe notwendig
gemacht. Bei beiden Waffengattungen hat das Verlangen nach
stärkster Feuerkraft zur Angliederung von Maschinengewehren ge-
führt, die für die entscheidenden Gefechtsmomente ein vernichtendes
Feuer ermöglichen. Die Artillerie mußte eine erhöhte Wirkung
durch eine gesteigerte Leistung des einzelnen Geschützes und Ge-
schosses erreichen. Ihr kam die Erfindung des Rohrladungs, der
unabhängigen Vorkammer, der Einheitspatrone zugute.

Die erhöhte Wirkung hat ihr Gegenstück in der veränderten
Art des Instellungsganges und der Feuerstellungen gefunden. Nur
durch verdeckte Erreichen der letzteren, durch die Bildung von ein-
zelnen Batterieguppen, je nach der Geländegegestaltung, anstatt
langer Linien und durch verdeckte Feuerstellung kann die Artillerie
sich der feindlichen Erkundung, Beobachtung und Wirkung ent-
ziehen, selbst zur Feuerabgabe gelangen, überraschend das Feuer
eröffnen und, unter Ausnutzung von guten Beobachtungsstellen
und Fernsprechern, durch planmäßige, einheitliche, geregelte Ver-
einigung und Steigerung der Geschwindigkeit des Feuers in kurzen
Momenten vernichtend wirken. Allerdings stellt dieses Suchen nach
Deckung während der Bewegung und der Gefechtsfähigkeit große
Ansprüche an die Fähigkeiten der Führer und an die Ausbildung
der Truppe; die erhöhte Feuergewindigkeit bringt einen starken
Munitionsverbrauch mit sich. Da die Zufuhr nicht ins Unge-
messene gesteigert werden kann, zwingt er zu einer scharfen Feuer-
disziplin; einem ständigen Wechsel in der Intensität des Feuers
und im Zusammenfassen der höchsten Wirkung auf wenige, schnell
vorübergehende, erfolgversprechende Augenblicke.

Soll die in den Schußwaffen liegende gewaltige Feuerkraft
wirksam zur Geltung kommen, so müssen sie zwar nach ihrer Eigen-
art eingesetzt, alle aber auf das eine gleiche Ziel gerichtet sein:
der Infanterie das Herangehen an den Gegner zum Entscheidung-
stoß zu ermöglichen. Vorbedingung dazu ist das planvolle Zu-
sammenwirken aller Waffen, vor allem zwischen Infanterie und Ar-
tillerie. Infanterie gewinnt das Gelände für das Instellungsgelände
der Artillerie und übernimmt ihren Schutz während der Bewegung
und im Gefecht; die Artillerie ermöglicht durch die überwältigende
Wirkung ihres Feuers der Infanterie ihr Vorgehen bis auf Nah-
kampferfernung allein, darüber hinaus gemeinsam mit deren
eigenem Feuer; das Vordringen der Infanterie läßt die Artillerie
durch ihre mitvorgehenden Aufklärer die für eine vernichtende
Wirkung unentbehrliche nähere Beobachtung und damit die Grund-
lagen gewinnen für das völlige Niederkämpfen und Sturmteil-
machen der Einbruchsstelle. — Vermag die Artillerie mit der In-
fanterie zu erreichen, daß der letzte Anlauf auf niedergelämpfte,
ausgebrannte Schützenlinien, nicht aber noch auf widerstandsfähige
stärkere Kräfte stößt, so muß er gelingen. Führt der oberste
Führer durch seine Befehle den richtigen, sachgemäßen und recht-
zeitigen Einsatz seiner Verbände nach Eigenart und Kampfwert
herbei, so dürfen auch die Unterführer nicht in der Sorge um ihre
eigene Waffe aufgehen, sondern müssen durch feste Verbindung mit
den anderen Waffen ein straffes einheitliches Zusammenwirken
und gegenseitige Unterstützung sichern.

Die Waffengattung, die im Koffale zwar am Feuergefecht
teilnehmen kann, deren Aufgabe aber nicht hierin, sondern in einer
Verbesserung der Wirkung der anderen Waffen und einer Winde-
rung der feindlichen besteht, die Pioniere, sind auch im Feldzuge
anscheinend zu stärkester Mitwirkung als früher berufen. Die ge-
steigerte Feuerkraft zwingt nicht nur zur Ausnutzung natürlicher
Deckungen im Gelände, sondern auch zu erhöhter Verwendung
künstlicher Deckungen in der Verteidigung und — was früher un-
denkbar erschien — auch im Angriff. Neben der Ausführung

japanische Schwadron geworfen und sie alle mit ihren Lanzen
erstochen hatten.

„Sie haben gute Pferde,“ erzählte der Kosak, „aber ihre
Bewaffnung ist schlecht und taugt nichts; sie haben nur Säbel
und Revolver. Als wir mit unseren Lanzen auf sie los-
rannten, waren sie unbewaffnet und konnten nichts gegen uns
ausrichten.“

„Wie viele hast Du getötet?“
„Drei.“
Er, mit seinem lieben, gutherzigen Gesicht — er hatte
teilgenommen an diesem fürchterlichen Zentaurenkampfe! Ich
fragte ihn:

„Nun, und als Du sie erstachest, fühltest Du da nichts in
Deinem Herzen?“

„Mein erster war es mir etwas seltsam und ungemütlich.
Es machte mir Angst, einen lebenden Menschen zu erstechen.
Aber als ich ihn getötet hatte und er herunterstürzte, da fühlte
ich mich von der Wut hingerissen und hätte gerne noch ein
Duzend mehr erschoten.“

„Aber bedauerst Du nicht, verwundet zu sein? Würst Du
nicht froh, Dich mit den Japanern noch weiter schlagen zu
können? Wie?“ fragte ihn unser Schreiber, ein Beamter
niedereren Ranges.

„Nein, jetzt muß ich daran denken, wie ich meine Kinder
ernähre.“

Und das grobe Gesicht des Kosaken verdüsterte sich, seine
Augen wurden rot und füllten sich mit Tränen. —

Als auf einer der nächsten Stationen der uns voraus-
gehende Zug abgefahren war, blieben die Soldaten auf den
Kommandoruf: „In die Wagen!“ ruhig stehen.

„Hört Ihr, in die Wagen!“ schrie der Offizier vom Dienst
ärgerlich die Abteilung an.

Die Soldaten blieben stehen. Einige wollten einsteigen,
aber ihre Kameraden hielten sie zurück.

„Wir fahren nicht weiter. Wir haben genug!“
Da erschien der Kommandeur der Abteilung. Quert
schrien die Offiziere, dann gingen sie an zu fragen, um was es
sich handle, warum die Leute nicht weiterfahren wollten. Diese
klagten über nichts, und blieben nur hartnäckig dabei:

„Wir wollen nicht weiterfahren.“
Sie wurden ermahnt, man sprach von Gehorsam und den
Vorgefechten. Die Soldaten antworteten:

„Mit unseren Vorgefechten werden wir, wenn die Zeit
kommt, schon Abrechnung halten!“

Acht Soldaten wurden arretiert. Die übrigen setzten sich
in ihre Wagen und fuhrten weiter.
Der Zug fuhr an wilden, finsternen Bergen vorbei,

die sich längs eines Flußbettes hinzogen. Ueber dem Zuge
hingen mächtige Felsblöcke, die steilen Abhänge waren mit
feinem Schutt bedeckt. Ein Stufenstoß schien zu genügen,
um die ganze Masse loszulösen und auf den Zug hinunter-
zustürzen. Beim Mondenschein fuhren wir in der Nähe
der Station Karimsk auf einem Erdsturz vorbei. Der Zug
fuhr auf einem eben erst in aller Eile hergestellten Gleise.
Sachte, sachte schlich er dahin, als hätte er Angst, die fast bis
auf den Zug herabhängenden Felsstücke zu streifen. Die alten
Wagen knarrten weniger, die Lokomotive düstete seltener, als
hielte sie den Atem an. Auf der rechten Seite ragten aus dem
kalten, reißenden Flusse heruntergestürzte Felsblöcke und
Steinmassen empor.

Sier waren kurz nacheinander drei Bergstürze nieder-
gegangen. Warum drei und nicht zehn oder zwanzig? Ich
betrachtete diesen in aller Eile durchbrochenen Gebirgsdurch-
schnitt und verglich ihn mit den Eisenbahnen in der Schweiz,
in Tirol, in Italien, und ich fand es begreiflich, daß noch zehn
oder zwanzig solcher Erdstöße vorkommen könnten. Und ich
dachte an die kolossalen Summen, welche diese schon von An-
fang an verpuschte, wie von Wilden angelegte Bahnlinie ver-
schlungen hatte.

Des Abends fanden sich auf einer kleinen Station wiederum
viele Staffelnabteilungen zusammen. Ich ging auf den Bahn-
steig. Das Tagesgespräch waren Erzählungen von Ver-
wundeten, denen man begegnet war; sie trübten die blutigen
Schreckensszenen auf, die sich „dort“ ereignet hatten. Es war
finster, über den Himmel zogen große Wolken, es wehte ein
starker, trockener Wind. Die ungeheuren Frächten am Abhänge
rauschten dumpf im Winde, ihre Reste knarrten. Zwischen den
Fächten brannte ein großes Feuer, und die Flammen leuchteten
zudem hinaus in die weißschwarze Nacht. In den Wagen
wurde geungen. Von allen Seiten ertönten Lieder, die Stim-
men flossen ineinander über, die Luft erzitterte.

„Schlaf ruhig, ihr Freunde, ihr lieben Weiden,
Hört nicht den Sturmwind, der heult durch die Luft!
Morgen wird meine Stimme euch wehen,
Die zum Ruhm und zum Tode euch ruft.“

Ich ging auf und ab. Die langgezogenen munteren Töne
des Liedes „Zermal“ wurden schwächer, sie wurden überhört
von einem eintönig-schleppenden, traurigen Arrestantenlied
aus einem anderen Wagen:

Ich seh' mit diese Suppe an.
Ein Kohlblatt schwimmt darin,
Und hintendrein seh' ich her.
Ein Dupend Würmer zieh'n.

Schwieriger Arbeiten fällt den Pionieren vielfach die Anweisung der anderen Waffen zur Einrichtung des Geländes, seiner Formen und seiner Bedeckung zu Kampf- und Deckungszwecken, zum Schaffen von Bewegungshindernissen, Herstellen von Kolonnenwegen, von Brücken über Wasserläufe und tiefe Einschnitte, von Sturmgassen durch Hindernisse zu: überall kann ihre Tatkraft den Kampf schwerwiegend, ja entscheidend beeinflussen. Vorbedingung dazu sind nicht nur Energie und Selbständigkeit ihrer Offiziere und Unteroffiziere, sondern auch volles Verständnis für die Bedürfnisse des heutigen Gefechts und die Eigenart aller Waffen.

Im Kampfe mit den Freischaren.

Aus dem Briefe eines Stabsarztes teilt die „Ostsee-Zeitung“ u. a. das Folgende mit:

„Unsere Truppe marschierte durch einen dichten Wald auf der Landstraße. Plötzlich erhielten wir Feuer, und zwar, wie sich später herausstellte, von Franktireurs-Frauen, die sich im dichten Walde versteckt hatten! Neben mir erhielt ein Leutnant einen Schuss ins Bein, ein Grenadier einen Schuss ins Auge. Wir hogen nun auf einen Waldweg ab, gingen etwa einen Kilometer tief hinein und stellten dort vorläufig die Pferde, Sanitätswagen und Krankenwagen auf. Ich selbst ging, wie alle Offiziere, zu Fuß durch den Waldweg, wo die Truppe sich gegen die vom Feind besetzten Dörfer entwickelte, die gleichzeitig durch unsere Artillerie beschossen wurden. Nach kurzem Gefecht rissen die Franzosen teils aus, teils ergaben sie sich. Wir hatten dabei nicht viel Verluste, einige Leichtverwundete. Nun überschritten wir den Bahndamm, um die Höhen, wo der Feind sich versteckt hatte, zu nehmen. Ich war anfänglich mitgegangen. Da es schien, als ob der Feind zurückgewichen sei, schickte ich einen Mann zurück, um die Krankenwagen, Pferde und Sanitätswagen heranzuholen. Unsere Truppen hatten inzwischen die Höhen erstritten, als ich plötzlich von hinten bemerkte, wie Schrapnell in die Schützenlinien einschlugen. Im Wald, der sich über 15 Kilometer weit erstreckt, hatte ein Spion auf einem Baum gesessen, der mit der feindlichen Artillerie telephonisch verbunden war und ihr immer mitteilte, wann Truppen oder Kolonnen aus dem Walde herauskamen. Der ganze Wald stetzte voll Franktireurs. Wir fanden einen vierzehnjährigen Jungen, der sich ein Loch gegraben hatte, ein Gewehr und massenhaft Patronen vor sich. Ueber ihn war ein Scheumantel gelegt und mit Erde und Laub bedeckt, so war er selbst nicht zu sehen, konnte aber alles beobachten und schon von Zeit zu Zeit in unserem Rücken. Er baumelte bald darauf.

Die Sanitätskompanie hatte, als sie aus dem Walde heraustrat, ebenfalls starkes Feuer bekommen. Der Feind konnte natürlich nichts sehen, mußte aber Richtung und Entfernung von jenem telephonisch mit ihm verbundenen Spion. Wie mir mein Assistenzarzt am anderen Tage erzählte, hatte er den Befehl, mit den Wagen und Krankenträgern nachzukommen erhalten. Während des Weges durch den Wald waren sie von allen Seiten beschossen worden, darunter von Frauen und Kindern. Merkwürdigerweise kamen sie ohne Verluste davon. Als sie an die Bahndamm kamen, mußten sie auf höheren Befehl umkehren. Unser Regiment kam am nächsten Tage nicht wieder ins Gefecht, da es die Aufgabe hatte, die gewonnenen Stellungen gegen einen etwaigen Angriff, der aber nicht erfolgte, zu halten. Ich ging nun etwa 8 bis 7 Kilometer zu Fuß zurück und fand schließlich Wagen, Pferde und Menschen. Als ich mit ihnen über die Eisenbahnbrücke zog, bekam ich ungemein heftiges Feuer vom Bahndamm aus. Ich sah eine Anzahl Zivilisten zwischen den Bäumen am Bahndamm. Aus der Kirche wurde auf etwa 100 Meter Entfernung Maschinengewehrfeuer auf die Krankenträger abgegeben. Ich nahm auch ein Gewehr, um auf die Schurken (den ersten Schuss gab eine Frau ab) zu schießen. In der Kirche fand sich ein Maschinengewehr. Bedient wurde es vom Pfarrer (dazu stimmt die von uns mitgeteilte Erklärung des Kaplans Dr. Sonnenschein nicht, Red. d. V.) und einigen Männern, die das rote Kreuz am Arm hatten. Sie wurden alle erschossen. Nun richtete ich einen Verbandplatz ein und ließ das Schlachtfeld absuchen. Wir fanden etwa 30-40 Schwerverwundete, die wir zusammentrugen, verbanden und lagerten. Auch hatte ich etwas Wein aufgetrieben und konnte allen, die Durst hatten, Wasser mit Wein geben. Als ich einem Schwerverwundeten einen Verband anlegte, wurde ich wieder beschossen. Eine Kugel schlug dicht neben mir ein. Der Schuss kam aus einem Hause, von dem die rote Kreuzfahne wehte. Als nun Munitionskolonnen, die keine Bedeckung hatten, durchzogen, wurde es lebendig. Aus allen Häusern, aus den Kellern, den Bodenluken piffen die Kugeln, so daß ein Bajonetten zur Hilfe eilen mußte. Sämtliche Häuser, über 200, wurden durchsucht, überall fand man Zivilisten, Frauen und Bengels zwischen 15 und 17 Jahren, dazu massenhaft Gewehre,

Jagdflinten, Revolver. Man kann sich unsere Mut denken. Mehr als 150 Einwohner wurden erschossen, darunter 30 Frauen, jedes Haus einzeln angezündet. Da kam noch mancher Schurke brennend herausgestürzt. Bis zum anderen Morgen brannte das Dorf, man hörte fortwährend das Explodieren der Patronen, die mitverbrannten. Auch die Kirche wurde angezündet; als sie brannte, erfolgte eine gewaltige Explosion. So wie hier, erging es auch dem Nachbarort, beide sind vom Erdboden verschwunden, die Bewohner (Belgier) ausgerottet.

Am nächsten Tage in der Morgenfrühe marschierten wir dann in der Richtung gegen E., eine stark befestigte Bergstadt. Zuerst beschloß unsere schwere Artillerie das Nest. Die Franzosen blieben die Antwort nicht schuldig. Trotzdem rückte unsere Infanterie in Schützenlinien ruhig vor. Ich habe nicht einen einzigen Mann zurückbleiben sehen, nicht einen einzigen, der auch nur eine Spur von Furcht gezeigt hätte. Ich fand 3 tote und 16 Schwerverwundete, die ich im Schrapnellfeuer zusammenfachte und hinter den Hecken und Heuschöbern verband. Sobald eine Schützenlinie über den Weg am Heuschöber ging, prasselte das Schrapnellfeuer wieder los. Ein Verwundeter wurde, während ich ihn verband, nochmals von einer Schrapnellkugel getroffen. Schließlich löste sich das Rätsel. Wir fanden einen Telephonstahl im Hofe, der bis zu den feindlichen Batterien reichte. Der Heuschöber war für sie der Richtungspunkt, die Entfernung genau bekannt. Auf dem Kirchturm saß der Pfarrer (siehe oben) und beobachtete den Weg. Sobald Deutsche dicht vor dem Wege waren, telephonierte er zu den feindlichen Batterien, und diese schossen immer auf dieselbe Stelle. Ich ließ den Draht durch einen Krankenträger mit der Kleiderschere durchschneiden, und seitdem belamen wir keinen Schuss mehr dorthin. Das größte Wunder ist, daß weder ich noch eines meiner Pferde verwundet wurde.

Der Fanatismus der Belgier ist grauhaft, das feige Schließen aus dem Hinterhalt, der Mißbrauch des roten Kreuzes unter Führung der Pfarrer (siehe oben) etwas Ungeheuerliches. Die weiße Linde mit dem roten Kreuz am Arm hat gar keinen Zweck und bietet keinen Schutz; im Gegenteil, gerade auf uns hat das Gefindel es besonders abgesehen. Von meinen Krankenträgern sind vier verwundet worden. Die Lazarette müssen alle starke Bedeckung haben, sonst wird alles niedergemacht. Einem Mann haben sie beide Hände abgeschnitten, einem verwundeten Seemann wollten sie die Augen ausstechen, Weiber an der Spitze. Wir können uns nur dadurch helfen, daß einfach alle Ortschaften, aus denen Zivilisten schießen, verbrannt und die Einwohner erschossen werden. In einem Dorfe, durch das wir gehen kamen, fanden nur noch wenige Brandruinen, ein alter Mann und ein kleines Kind fanden halb blödsinnig auf einem Schutthaufen und aßen rohe Futterrüben. Dazwischen irrten vier Hiegen fliegend umher. Das war alles, was übrig geblieben war von einer großen, blühenden Ortschaft.

Kleines Feuilleton.

o Tannenberg, o Tannenberg . . . !

Die „Deutsche Kriegszeitung“, der Ableger des „Volksanzeigers“, läßt sich von ihrem Spezialberichterstatter aus Ostpreußen schreiben: „Die Massengräber, die über das Schlachtfeld zerstreut sind, mußten von den gefangenen Russen ausgehoben werden, die unter Aufsicht unserer Landsturmmänner diese Arbeit verrichteten. Waren die Leiden dann gebettet und die Hügel aufgeschichtet, so schleppten unsere braven ostpreussischen Landwehrmänner Blumen heran, löten umherliegende Helme und zerbrochene Waffen auf und schmückten damit pietätvoll die Gräber der deutschen Krieger. In jedem Grab hielten sie dann eine stille Andacht ab. In grimmigem Humor schmähten sie aber auch die Gräber der gefallenen Feinde, und zwar mit Schnapsflasken, die den toten und verwundeten Russen abgenommen wurden. Auf fast allen russischen Massengräbern prangen eine oder mehrere solcher Schnapsflasken.“

Wir nehmen zur Ehre des deutschen Militärs an, daß dieser (ungenannte) Berichterstatter lügt.

Schneid.

Schneid ist ein Wort, das jetzt in der kriegerischen Zeit viel gebraucht wird, leider aber recht häufig falsch. Der Norddeutsche hat an diesem vorwiegend in Bayern heimischen, kennzeichnenden Wort schon seit Jahren Gefallen gefunden und verwendet es mit Vorliebe. Weil er aber nicht weiß, daß dieses Wort erst vor kurzem aus der bayerischen Mundart in die Schriftsprache einabgedungen begonnen und

daß die Mundart den unbetonten e-Auslaut der Hauptwörter unterdrückt (der Gas, die Was, die Freund), darum verzieht er auch den ursprünglichen Sinn nicht (die Schneide) und behandelt das Wort entsprechend dem gleichbedeutenden „Rut“ als männlich. Der Altbayer A. Stieler hat eine Gedächtnisammlung veröffentlicht unter dem Titel „Gibt's a Schneid?“ (a = eine; einen wäre mundartlich „an“). Die „lustige Truderinga“ singen: „Wir ham a Schneid“. Dem Bayern ist das weibliche Geschlecht des Wortes selbstverständlich. Von Norddeutschland aus aber scheint das männliche immer mehr Boden zu gewinnen. Hat doch jüngst erst sogar der Kaiser von „dem Schneid“ unserer Krieger gesprochen und selbst in süddeutsche Zeitungen beginnt die Verlehnung des Wortes schon sich einzuschleichen.

Eine Fahrt durch Belgien.

Aus einem Aufsatz von Herbert Gulenberg in der „Köln. Zig.“: „Ich hab' es gesehen, ich hab' es selbst gesehen!“ schrieb Gogo unter die grauenvollsten seiner Radierungen, in denen er die Entsetzungen des Krieges, los desastros de la guerra, geschildert hat. Ich bin drei Tage in Belgien gewesen, habe die Verheerungen des Krieges gesehen und wiederhole mir, in den Frieden meines Heims zurückgedacht, immer wieder Gogos Worte: „Ich hab' es gesehen! Ich hab' es gesehen,“ um die Grauel, die ich erlebte, nicht als bloße böse Traumgebilde zu fühlen. Die Fahrt von Aachen nach Lüttich über die Straße, die das deutsche Heer gezogen ist, hat man schon oft beschrieben. Soweit man uns Menschen, die wir seit Jahrzehnten im geschützten und vielfach verheereten Friedenszustand gelebt haben, so etwas überhaupt beschreiben kann. Man muß diese leeren ausgebrannten Dörfer und Städte geschaut haben mit ihren kalten schwarzen Mauern, die ohne Dach trostlos in den Himmel ragen, muß den Geruch nach Asche und Verwesung eingeatmet und muß vor allem die friedhofartige Stille um diese öden Stätten in sich empfunden haben, um ein Bild von dem Krieg zu bekommen, von dessen Schauerlichkeit wir im Innersten wie vor dem Haupt der Gorgo erbeben.

Herde zum Beispiel, das vielgenannte Landstädtchen im fruchtbaren Bass de Herbe, das durch seinen fetten Käse auch über Belgien bekannt war, kann man sich auch wenn man es nicht gekannt hat, ohne viel Phantasie leicht wieder aufbauen. Ich versuchte es, vor dem kleinen hübschen Hotel neben der Kirche stehend, und träumte mir im Schatten einer mächtigen Linde, die auf dem Platz wächst, das idyllische ländliche Leben zurück, das die Milchbauern und Viehzüchter hier geführt haben müssen. Vor dem Hotel standen noch die Eisenstücke — das Holz war ausgebrannt — der Gartenmöbel, von denen man weit in das grüne hügelige Land um Verdiers blicken konnte. Hier haben wohl ehemals die Honoratioren von Herbe, um ihren Bürgermeister oder Geistlichen versammelt, gefessen und über das Wohl und Wehe ihrer Gemeinde geredet. Und Szenen wie aus „Hermann und Dorothea“ begaben sich hier. Jetzt ragen von dem Hotel nur die nackten Mauern in die Luft. Born an der Fassade hebt noch wie ein verfallenes Vogelneist ein Balken. Sein Mauerwerk ist von einer Kugel teilweise zertrümmert worden und sein eisernes Geländer von der Spitze zusammengeknallt. Selbst die breite alte Linde ist von ihr auf der einen Seite ganz gekrümmt worden. Wohin man blickt, sieht man schwarze Häuserwände, die einen aus leeren Totenräumen anstarrten. Ein einfaches Huhn, das sich verlaufen hat, irrt töricht gackernd über den Platz. Kein Mensch ist zu sehen. Doch! Da hinten am Eingang zu einer der ausgebrochenen Straßen nimmt ein herumziehendes Photographenpaar, Mann und Frau, ein paar deutsche Landwehrlaute, die so wieder dreinschauen, als könnten sie keiner Fliege etwas zuleide tun, vor diesem schauerlichen Hintergrund auf.

So anständig ich unsere Soldaten und vor allem unsere Offiziere sich gegen die Einwohner betragen sah, so töricht und minderwertig fand ich gelegentlich das Benehmen deutscher Zivilisten, die nur aus Reugierde oder Sehnsuchtslust jetzt das Land durchstreifen. „Wir werden schon Zug in diese schlaue Bande bekommen!“ hörte ich einen Deutschen in einem Hotel in Namur einen alten, vornehmen Kellner anschauen, der verabschiedet, wie er durch den Krieg geworden, vergessen halte, mit dem Beuten den Salat zu servieren.

Derlei Erobererallüren wirken namentlich einem schwächeren Gegner gegenüber höchst lässlich. Man sollte überhaupt seitens unserer Behörden nur solchen Zivilisten, die ein berechtigtes öffentliches Interesse vertreten und geltend machen können, eine Reise durch Belgien gestatten. Privatleute, die nur bloße Anzuehung oder Stoff für Stammtischunterhaltung suchen, möge man strengstens fernhalten. Es ist schrecklich, wenn man Touristengespräche vernimmt wie: „Waren Sie noch nicht in Löwen? Unbedingt zu machen! Wir sind gestern im Mondschein von Brüssel dorthin gefahren. Schauerlich großartiger Eindruck! Wie Pompeii!“ Allen solchen Reisenden, die Schlachtfelder und Ruinen dort mit stumpfer Teilnahme wie irgendeine Coockische Reisegesellschaft abgesehen, sollte der Eintritt in Belgien nach Möglichkeit verweigert werden.

Notizen.

— Stillblüten aus großer Zeit. „Berl. Tagebl.“ Meier-Gräfe: „Dies nimmt jeder Deutsche in den Kampf mit: mögen wir siegen oder unterliegen, der Weg ist richtig. Es geht nur so, wenn überhaupt. Nur mit dem Kaiser. Wenn das Unabsehbare geschieht, wenn alles fiele, der Thron bliebe aufrecht. Sind drei Menschen übrig, werden sie sich vor dem Throne verneigen und von vorn beginnen.“ — Daselbe Blatt. Ueber Kammerstücke: „Via Rosen . . . war die wahrhafte Kaiserin im Streite, die unsere Phantasie zu Schlacht und Sieg trug; selbst eine Panzaren singende Fadne.“

— Urania. Am Dienstag und Donnerstag wird Herr Professor Dr. Donath seinen Vortrag „Die Röntgenstrahlen im Kriegsdienst“ noch einmal wiederholen. An den übrigen Tagen gelangt der Vortrag „Die Weichel und die Masurischen Seen als Vollwerke unserer Ostmark“ am Sonntag, Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend zur Darstellung. Am Sonntag, Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend, nachmittags 4 Uhr, wird der Vortrag „Lüttich und das belgische Land“ zu kleinen Preisen wiederholt.

— Neuer Vers der National-Kantidalen. (Auf einer blutigen Anstaltskarte gedruckt.) „Wacht aus ganz Frankreich, Aufruf zum Deutschen Reiche. Und aus ganz Englands Wacht zur See Wacht eine Wasserleiche.“ — Oben ein deutscher Soldat mit dem Eisernen Kreuz, der in einem Topf mit Franzosenfräulein rührt.

— Die Vereinigung ostpreussischer Künstler und Kunstfreunde hält am heutigen Sonntag im Reichstag zugunsten ihrer schlichten Landleute einen Vortragabend ab. Karten sind bei H. Wertheim, Vöte u. Vöde, im Invalidentempel und bei dem Vorstehenden Dr. Felix Vordhardt, Charlottenburg, Schillerstraße 28, erhältlich.

— Volkskunstabende. Es haben bisher 22 Volkskunstabende in den vom Berliner Magistrat zur Verfügung gestellten Räumen stattgefunden. In der nächsten Woche werden die Volkskunstabende fortgesetzt, und zwar Montag, den 14., Mittwoch, den 16., und Freitag, den 18. September, abends 8 Uhr, in folgenden Schulen: W. Stögler, Straße 8a, NW, Albrechtstraße 27, NW, Bodumer Straße 8, N, Bankstraße 19, O, Roppenstraße 75, S, Dresdener Straße 113. Demnächst werden auch in den anderen Groß-Berliner Gemeinden die ersten Volkskunstabende stattfinden. Der Eintrittspreis beträgt für jedermann 10 Pf. In jeder Aula wird ein neues Programm geboten werden.

— Kinderpießzeug. Jetzt werden auch Kinderfädel verkauft mit der Aufschrift: „Jeder Stoß Ein Franzos“. — Weisheiten wird man vermutlich singen: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all wir schlachten Franzosen und Russen im Stall.“

Aus den weiter hinten stehenden Wagen erklang es in gedehnten und schwermütigen Tönen herüber:

Für das heilige Auzland herbend . . .

Aber wieder fiel das langgesogene Arrestantenliedchen ein:

Ich sehe hier und weine
Und lau' mein Bißchen Brot.
Als Hund ich euch erscheine,
Als Mensch bin ich euch tot!

Die Töne wirbelten durcheinander, vereinigten sich mit Pfeifen und Geschrei; in die kräftigen Männerstimmen mischte sich, schlängelig, ein heller Silberklang — jemand begleitete, an ein Glas schlagend. Man stampfte mit den Füßen den Takt dazu, und das Lied brauste in rasend, fröhlichem Wirbel dem rauhen Winde entgegen.

Ich kehrte zurück, — und wieder hoben und senkten sich, wie träge Wellen, die gedehnten, großartig-düsteren Töne des Liedes „Herman“. Von der entgegengesetzten Seite kam ein Güterzug an. Der Zug mit den Sängern setzte sich in Bewegung. Zwischen den beiden Zügen kräftig widerhallend, schwall das Lied mächtig an, wie eine Hymne:

Sibirien ist dem Jaren unterworfen
Und wir lebten nicht vergeblich in der Welt.“

Der eine Zug blieb zurück, — und plötzlich, als wäre an der mächtigen Hymne etwas in Stücke gegangen, tönte das Lied dumpf und verlang in der kalten, windigen Nacht.

Als ich am folgenden Morgen erwache, höre ich am Fenster die kindlich-frohe Stimme eines Soldaten.

„Oh, wie warm!“

Der Himmel ist klar, die Sonne brennt. Nach allen Seiten dehnt sich endlos die Steppe aus; unter dem warmen Hauch des Windes wiegt sich das trockene, verbrannte Gras. In der Ferne sieht man abhüllige Hügel; über die Steppe reiten langsam vereinzelte Burjaten, ziehen Herden von Schafen und zweihörigen Kamelen. Der Burjate unseres Leutnants, der Bajdarit Rohammedka, schaut gierig aus dem Fenster, mit einem Lächeln, das sein flaches Gesicht mit der plattgedrückten Nase ganz in Falten legt.

„Warum lachst Du, Rohammedka?“

„Kamele!“ antwortete er freudig und verwirrt, von Erinnerungen an seine Heimat ergriffen.

Wie warm, wie warm! Man glaubt es kaum, daß es in den letzten Tagen so schwer und so kalt und so trübe war. Ueberall hört man fröhliche Stimmen, überall tönt Gesang.

An den Erdstürzen waren wir vorbei, aber wir fuhren trotzdem ebenso langsam und hatten ebenso lange Aufenthalt. Dem Marschbefehl gemäß sollten wir schon längst in Charbin sein, aber wir fuhren immer noch auf schneebedecktem Gebiete.

Die chinesische Grenze war nicht mehr fern. Und in der Erinnerung lebte wieder auf, was wir in den Zeitungen über die Chingusen gelesen hatten, über ihre kalte, wilde Graufamkeit und über die unglaublichen Qualen, mit denen sie die in ihre Gefangenschaft geratenen Russen behandeln. Ueberhaupt das Fürdärlichste, was mir seit meiner Aushebung vorgekommen hatte, waren diese Chingusen. Ein eisiger Schauer schüttelte mich schon bei dem bloßen Gedanken an sie.

Bei einer Ausweichstelle stand unser Zug sehr lange. Nicht weit von uns war ein burjatisches Zeltlager sichtbar. Wir gingen hin, um es anzusehen. Neugierig empfingen uns schlafgähige Leute mit ihren platten, zimtbraunen Gesichtern. Auf der Erde krochen nackte, bronzefarbene Kinder herum, Frauen in kunstvollem Haarputz rauchten aus langen Pfeifen. Neben der Jurte war ein schmutzig-weiches Schaf mit kleinem Fettschwanz an einen Baum angebunden. Der Oberarzt kaufte es dem Burjaten ab und befahl ihnen, es sogleich zu schlachten.

Man band das Schaf los, warf es auf dem Rücken, und die Burjaten machten sich an die Arbeit. Sie drückten die Füße und den Kopf des Schafes auf den Boden, ein junger Burjate schnitt mit seinem Messer dem lebenden Schafe den oberen Teil des Bauches auf und griff mit der Hand in den Schlitz hinein. Das Schaf schlug um sich, seine klaren, dummen Augen verdrehten sich und neben der Hand des Burjaten quollen die aufgeblähten, weißen Eingeweide hervor. Der Burjate wühlte mit der Hand unter den Rippen, die Eingeweide bewegten sich im Takte mit dem raschen Ein- und Ausatmen des Schafes, das immer heftiger zuckte und heiser blökte. Ein alter Burjate mit ausdruckslosem Gesicht kauerte am Boden, warf uns scheele Blicke zu und drückte mit den Händen die schmale, weiche Schnauze des Schafes zusammen. Der junge Burjate zog durch das Hweräffell hindurch das Herz heraus, das Schaf zuckte zum letztenmal und seine sich verdrehenden klaren Augen standen still. Die Burjaten singen an, ihm geschwind die Haut abzugeben.

Die fremden, platten Gesichter blieben vollständig ausdruckslos und gleichgültig. Die Frauen saßen zu, pafften ihre Pfeifen und spuckten auf den Boden. Und meiner bemächtigte sich der Gedanke: So werden auch uns die Chingusen den Bauch aufschneiden, gleichgültig ihre Pfeifen rauchend, und ohne unsere Leiden zu bemerken. Lächelnd sagte ich dies meinen Kameraden. Sie alle zuckten nervös mit den Käufern, und es schien, als wäre auch ihnen dieser Gedanke aufgetaucht.

(Fortf. folgt.)